

# In Todesgefahr

Autor(en): **Brennwald, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753441>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# In Todesgefahr

Ein Erlebnis in den Anden, erzählt von R. Brennwald

Vierzig Jahre sind vergangen seit jenem Abenteuer, das ich hier erzählen will und das mir im Gedächtnis bleiben wird, solange ich lebe. Gar manchmal habe ich in meinem Leben den Tod vor Augen gehabt, ohne mit der Wimper zu zucken, aber das Schlimmste und Schrecklichste von allem, was ich je erlebt habe — eben die Geschichte, die ich hier wiederzugeben versuche — jagt mir heute noch einen kalten Schauer über die Haut.

Es war drüben in Argentinien. Bill und ich waren zu Pferde von Mendoza aufgebrochen, mit der Absicht, über die Anden (Kordilleren) hinüber nach Chile zu reisen. Unser Ziel war Valparaiso.

Heute fährt man bequem und sicher mit Expreßzügen, die Schlaf- und Speisewagen, kurzum jeden modernen Komfort mit sich führen, von Buenos Aires nach Santiago de Chile und Valparaiso.

Zur Zeit meiner Erzählung aber ging die Bahn nur bis Mendoza.

Wohl waren das Trasse und die Geleise bis hoch hinauf in die Anden zum Teil fertig, zum Teil noch im Bau, aber die Bahn war für den Reiseverkehr noch nicht freigegeben, und die Strecke westlich von Mendoza wurde nur von Arbeiter- und Materialzügen befahren, die unregelmäßig und selten geführt wurden.

Auf der chilenischen Seite begann die Bahn erst wieder in Los Andes, von wo sie wieder fahrplanmäßig bis Valparaiso fuhr.

Wir waren den fertigen Geleisen entlang geritten und befanden uns bereits im sogenannten Todestal von Uspalata, einem Tale, das seinen Namen wirklich verdiente, denn es lag einsam am Fuß des höchsten Berges des amerikanischen Kontinentes, dem 7000 Meter hohen Aconcagua, dessen Gletscher und Schneefelder in der heißen Sonne herrlich auf uns herab leuchteten, ein Anblick, der jedem Schweizer das Herz im Leibe schneller schlagen läßt und der ihm unvergeßlich bleiben muß.

Weder Baum noch Gras wuchsen hier, selbst Vögel schienen dieses Tal zu meiden, und nur ab und zu hörten wir in der Ferne, besonders bei Nacht, das Brüllen des Pumas oder auch anderer wilder Tiere.

Unendlich hoch und erhaben stiegen die Berge vor uns auf, und die Schönheit der Landschaft wurde in keiner Weise durch den Mangel an Leben und Vegetation benachteiligt.

Wir trafen in diesem Tale ein größeres Arbeiterlager, woselbst wir belehrt wurden, daß eine Fortsetzung unserer Reise zu Pferde wohl kaum mehr in Frage kommen werde, da diese für einen Uebergang über die gefährlichen Pässe des Aconcagua auf den sehr steilen und schmalen Maultierpfaden nicht nur ungeeignet, sondern sogar gefährlich seien.

Da man uns für wenig Geld die Pferde abzukaufen bereit war, benutzten wir diese Gelegenheit und setzten unsere Reise nunmehr zu Fuß fort.

Als Schweizer ans Bergsteigen gewöhnt, betrachteten wir die Ueberquerung des Gebirges als Leichtigkeit, obwohl der höchste Paß, über den wir steigen mußten, sich in ungefähr der gleichen Höhe wie der Montblanc befindet.

Frohen Mutes folgten wir den Geleisen, die sich nach und nach immer mehr in tiefe Schluchten hineinzogen, zwischen riesigen Felswänden hindurch, langsam immer mehr ansteigend, unzählige Kurven schneidend, einer Schlange gleich sich durch das Gebirgsmassiv windend.

Wir befanden uns nun in einer Gegend, in der tief unter uns ein gewaltiger Fluß dahinrauschte, dessen Wasser mit fürchterlichem Getöse und Donnern über riesige Felsblöcke stürzte, mit einer Macht und Gewalt, die uns erschauern ließ. Das Reußtal mit der Gotthardbahn erschien uns dagegen direkt lieblich.

Trotzdem der Fluß sich in einer Tiefe von mehreren hundert Meter unter uns durch die Schlucht dahinwand, ertönte sein Donnern und Rauschen zwischen den nackten Felswänden so laut zu uns herauf, als ob da unten die Hölle los wäre.

Wir hatten schon mehrere größere und kleinere Tunnel passiert und auch ein paarmal kleinere Eisenbahnbrücken überschritten, wobei wir stets von einer Bahnschwelle zur andern schreiten mußten, denn diese Brücken hatten nirgends einen Fußsteig. Nur mit Mühe konnten wir uns dabei schwindelfrei erhalten, da das Rauschen und Getöse des unter uns dahinrasenden Flusses in uns ein unsicheres und ängstliches Gefühl erstehen ließ, das wir nicht unterdrücken konnten.

Unwillkürlich fragten wir uns, was wohl geschehen würde, wenn in einem solchen Moment plötzlich ein Arbeiter- oder Materialzug käme. Wohl gaben diese Züge von Zeit zu Zeit Signale, aber würden wir diese hinter den Felswänden und im Getöse des Flusses hören? Mir graute bei dem Gedanken daran und doch — es gab keinen anderen Weg, wir mußten weiter.

Es war am Abend des zweiten Tages unserer Fußwanderung, gerade als es zu dämmern begann. Wir waren nun in bedeutender Höhe, die Luft war dünn und es war bitter kalt.

Wir kamen gerade um eine Kurve herum, als wir plötzlich vor einer dieser Brücken standen, und zwar vor der längsten, die wir bis jetzt zu überschreiten hatten.

Tief unten das fürchterliche Getöse des Flusses, von dem wir nur Schaum und Felsblöcke erkennen konnten. Auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke verschwand das Geleise wiederum hinter einer Felswand.

«Wir werden uns wohl da hinüberbalancieren müssen», meinte Bill.

«Wird nichts anderes übrigbleiben», erwiderte ich. So begannen wir die Brücke zu überschreiten.

Die Bahnschwellen hatten hier einen Abstand von nicht ganz einem Meter, dazwischen gähnte die fürchterliche Tiefe, einem kochenden Hexenkessel gleich.

Vorsichtig schritten wir von Schwelle zu Schwelle, indem wir zwischen uns einen Abstand von ungefähr fünf Meter einhielten.

Wir waren gerade ungefähr in der Mitte der Brücke angekommen, als ganz plötzlich am andern Ende ein kurzes Signal ertönte und auch schon ein Zug auf die Brücke einbog.

Ich erschrak dermaßen, daß ich beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, doch gelang es mir, mich zu beherrschen und sofort stillzustehen. Rasch drehte ich mich nach Bill um und schrie ihm zu, sich an die Schwelle zu hängen, wobei ich mich selbst auch schon auf die Schwelle warf, diese mit beiden Händen umfassend. Nachdem ich die Hände fest ineinandergelassen hatte, ließ ich meinen Körper zwischen die Schwellen gleiten und hing nun, mit den Händen die Schwelle umklammernd, zwischen Himmel und Erde. Ich beobachtete, daß Bill dasselbe getan hatte. Alles dies ging schneller, als ich es hier beschreiben kann. Schon donnerte der Zug auf die Brücke, die dermaßen zu zittern begann, daß mir der furchtbare Zweifel kam, unsere Kraft könne am Ende nicht ausreichen. Krampfhaft hielt ich fest. Das schreckliche Schwanken und Rütteln der Brücke nahm immer mehr zu, und die Schwingungen meines in der Luft hängenden Körpers zogen immer schwerer nach unten, so daß ich das Gefühl hatte, die Hände würden mir auseinandergerissen.

Die Lokomotive fuhr über mich hinweg, Wagen um Wagen folgte.

Es war ein sehr langer Materialzug, der verhältnismäßig langsam fuhr. Eine Ewigkeit dauerte es.

Einmal wurde durch die Erschütterung meine Hand losgerissen, und nur mit der Kraft der Verzweiflung gelang es mir, die Hände wieder über der Schwelle zusammenzufalten.

«Oh, Gott!», schrie ich, «warum fährt dieser Zug nicht rascher? Will es denn kein Ende nehmen, wie viele Wagen sind denn in diesem Zug? Werden wir aushalten? Mein Gott, ich kann nicht mehr und immer noch mehr Wagen.»

Mir schien, als ob schon Hunderte von Wagen über uns hinweggefegt wären. Ich stöhnte und wand mich ununterbrochen, um den Druck und den Schmerz in meinen Händen zu erleichtern. Werde ich wohl die Kraft haben, mich nachher wieder auf die Geleise zu schwingen? Wenn nicht — dann erwartet mich da unten ein furchtbarer Tod, wie man sich keinen schrecklicheren denken kann.

«Bill!», schrie ich, ohne ihn zu sehen, «Bill, halte aus! Meine Arme waren steif geworden, meine Finger verkrampft, ich gab mich verloren.»

Eine Ewigkeit schon hingen wir so da, obgleich es jedenfalls nur wenige Minuten waren.

Bill schrie auch etwas, ich konnte ihn nicht verstehen in dem schrecklichen Lärm.

Da, als ich gerade loslassen wollte, rollte der letzte Wagen über uns weg.

Langsam, ganz langsam ließ das Rütteln und Schütteln nach, und damit kam neuer Lebensmut in mich. Ich biß die Zähne zusammen. Nun mußte ich aushalten, unter allen Umständen. Eigentümlich, was der Mensch nicht alles aushalten kann in Verzweiflung und Todesangst.

Ich begann zu schwingen, immer höher, bis es mir endlich gelang, ein Bein über die nächste Schwelle zu werfen. Nun konnte ich mich so weit hochschieben, daß ich die Schulter auf die Schwelle legen konnte, an der ich bisher gehangen hatte.

Zu Tode ermattet blieb ich zunächst liegen. Nun versuchte ich, die Finger auseinanderzulösen. Aber diese waren so steif, daß es mir lange nicht gelingen wollte, ein Beweis dafür, daß ich sie wahrscheinlich gar nicht hätte lösen können, wenn ich auch gewollt hätte und daher zweifellos auch nicht abgestürzt wäre. Nur Verzweiflung und Todesangst hatten dies fertig gebracht.

Langsam erholte ich mich nun wieder und konnte mich endlich wieder ganz hochschwingen und aufrichten. Erst jetzt war es mir möglich, mich nach Bill umzusehen. Dieser war nicht imstande, sich selbst wieder hochzuschwingen, und ich dankte Gott, als es mir gelungen war, auch ihn wieder auf die Beine zu bringen. Den letzten Teil der Brücke wagten wir nicht mehr stehend zu überschreiten. Wir krochen auf den Knien direkt über das Geleise und nicht mehr über die Schwellen.

Als wir auf der anderen Seite der Brücke wieder festen Boden unter den Füßen hatten, fielen wir todmüde nieder, und es dauerte Tage, bis wir uns wieder vollständig von dem furchtbaren Erlebnis erholt hatten.

Bald gelangten wir ans Ende der fertigen Bahnlinie und nun begann der Aufstieg zur Paßhöhe. Damit hörte auch die Gefahr einer Wiederholung unseres Erlebnisses auf.

Aus der Praxis — für die Praxis

## Der Mechaniker

Hilfs- und Lehrbuch für Werkmeister, Arbeiter und Lehrlinge der Maschinenbranche, des Autogewerbes und verwandter Berufsarten, sowie für den Unterricht an Fachschulen, den Gewerbe- und Handwerkerschulen und den gewerblichen Fortbildungsschulen

VON

WILHELM WALKER

11. bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage (33.—44. Tausend), Umfang 514 Seiten mit 337 Figuren und vielen Hilfstabellen.

Ganzleinen Fr. 11.80

Urteil aus der «Neuen Zürcher Zeitung»: «Dieses Mechanikerbuch des ehemaligen Fachlehrers in Winterthur, das vor 30 Jahren zum erstenmal erschien, hat unterdessen elf Auflagen erlebt. Ueberall und zu jeder Zeit hat «Der Mechaniker» die Probe als treffliches Lehr- und Unterrichtsmittel bestanden und über die Grenzen des Landes hinaus und bereits in mehrere Sprachen übersetzt, seinen Wert bewiesen. Sein Inhalt ist aus der Werkstattpraxis heraus aufgebaut und führt wieder ganz zum ausführenden Beruf hin. Da gibt es keine langen und ermüdenden Erklärungen, sondern in den 22 Kapiteln ist alles in eindrücklichen Beispielen und in knapper Form dargestellt mit 337 zeichnerischen Figuren und vielen Hilfstabellen.»

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen



MORGARTEN-VERLAG A.G.  
ZÜRICH